

Zeitschrift:	Fachblatt für Heimerziehung und Anstaltsleitung
Herausgeber:	Schweizerischer Verein für Heimerziehung und Anstaltsleitung
Band:	5 (1934)
Heft:	2
Artikel:	Psychoanalytische Hilfe bei Erziehungs-Schwierigkeiten [Fortsetzung]
Autor:	Zulliger, Hans
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-805914

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

halten, in die sie zuerst gespuckt haben. Wenn aber die Sonne hoch am Himmel steht, hat sie den Wert einer Gottheit verloren und gewinnt ihn erst wieder beim Untergang. Sonnenaufgang ist für sie eine Erlösung von der Nacht, die sie mit Angst erfüllt. Der Affekt (Gemütsbewegung) schafft ihnen das Weltbild und der lebt sich in Phantasien aus, die für sie Wirklichkeitswert haben.

Diese ursprünglichen Bilder von den Naturvorgängen, die zu ihrem Seelenleben gehören, haben sich als „kollektives Unbewußtes“ bis zum heutigen Tag erhalten. Jung nennt diese Bilder, die Urvorstellungen die Archetypen. Sie müssen für die ursprünglichsten Erlebnisse, also für Vater und Mutter, Mann, Weib und Kind am mächtigsten sein.

Das kollektive Unbewußte ist die Gesamtheit aller Archetypen, die das persönliche Leben auch jetzt in der lebendigsten Weise beeinflußt. In diesen Archetypen sind auch die menschlichen Instinkte enthalten, die eine unver siegbare Quelle für alles Schöpferische bilden. Das ist auch der Ort, an dem sich die ursprünglichen religiösen Bedürfnisse und Vorstellungen bilden, die sich mit der Entwicklung der Intelligenz ändern, aber nie aufhören zu existieren. Es ist die geistige Erbmasse der Menschheitsentwicklung und wird in jedem neuen Individuum (Einzelwesen) wiedergeboren. Hier hat Jung einen Weg gezeigt, der zur biologischen Psychologie (Schluß folgt).

Psychoanalytische Hilfe bei Erziehungs-Schwierigkeiten.

Von Hans Zulliger.

Vortrag, gehalten am 16. Mai 1933 (Tagung des Sverha).

(Fortsetzung.)

Darauf gehe ich nun ein. Mein Ziel ist vorläufig, Kontakt mit Adolf zu bekommen, weiter gar nichts. Ich werde, sobald ich merke, daß der Junge sich aufschließt und etwas wie Zutrauen zu mir entwickelt, jetzt oder in einer späteren Sitzung das Gespräch schon auf das Thema überleiten können, das uns eigentlich beschäftigen soll. Ich sage dem Burschen, daß ich seinerzeit auch ein eifriger Marmelspieler war, erzähle ihm davon und lasse ihn erzählen, zeige mich als Kenner der Spielarten und Regeln, höre, wie er gewinnt und verliert usw. Nach einiger Zeit sagt er, er könnte momentan „Tag und Nacht“ marmeln, es würde ihn nicht langweilen.

Wie von ungefähr packe ich diesen Ausspruch und entgegne: „Am Ende marmelst du noch im Traume!“ und ich merke seinem Gesichtsausdruck an, daß ich Glück habe. „Ist es so?“ fordere ich ihn auf, zu erzählen.

„Ich hatte letzthin einen ganz merkwürdigen Traum“, beginnt er. „Es machte mir fast Angst. In einem Tuchäcklein hatte ich zwei Achate, die sind viel wert. Ich hielt es in den Händen, und wie ich's so hielt und ansah, da merkte ich, wie das Säcklein plötzlich immer voller und voller wurde, zuletzt platzte es oben und die vielen Marmel rollten davon. Ich

ſand sie nicht mehr, auch die beiden Achate nicht. — Es war unheimlich!" versicherte er.

Damit bin ich eigentlich schon orientiert, womit sich der Bub tiefinnerlich beschäftigt; aber es ist jetzt noch nicht an der Zeit, vor ihm damit hervorzurücken, und die Ursache seines Angsttraumes aufzugreifen.

Ich frage ihn nach weiteren Angstträumen. Er hat von Zeit zu Zeit solche, und meistens handelt es sich um Flugunglücke: Er stürzt mit einem Zeppelin oder Flugzeug ab, oder er fällt aus einem Ballon.

Nachdem er fertig erzählt hat, schlage ich ihm vor, wir wollten jetzt auch eine Art „Spiel“ machen, erkläre ihm, worum es sich handelt: um die Deutung der Zufallsformen bei den Tafeln des Rorschach-Syndromdiagnostischen Versuches.¹ Er ist ein wenig erstaunt, daß ich mir seine Antworten nachstenographiere. Nachdem das Experiment beendet ist, will er wissen, warum ich seine Aussagen auffschrieb. Darauf will ich ihm keine direkte Antwort geben, ich zähle laut nach und sage dann: „Du hast in achtundzwanzig Minuten siebenunddreißig Antworten gegeben. Gestern gab mir ein Junge in deinem Alter in einer halben Stunde nur sechsundzwanzig.“

Meine ausweichende Antwort befriedigt ihn. „Es kommt halt auf die Phantasie an!“ meint er. Dann fügt er bei: „Können Sie etwas damit anfangen?“

„Es ist ein Mittel, um ein wenig in dich hineinzusehen — es zeigt deine Fähigkeiten, das hast du ja schon selbst erraten. Um mehr sagen zu können, muß ich eine Zeitlang hinter deinen Antworten sitzen. Ich mache dir einen Vorschlag: du mußt noch einmal zu mir kommen, dann kann ich dir genau sagen, was ich herausgefunden habe.“

Sein Interesse ist ebenso wach, wie sein Zweifel. Aber er will doch gern wissen, was man aus der Deutung dieser Klecksographien herausfinden wird, und die Zeit für unsere nächste Sitzung kann anberaumt werden.

Nun rufen wir den Vater und erklären ihm, daß Adolf am nächsten freien Nachmittage zu mir reisen wolle, wir hätten zusammen ein Experiment gemacht, und der Junge wolle die Ergebnisse erfahren. Dann nehmen wir Abschied.

Hier muß ich Ihnen sagen, weshalb ich den Vater nicht nochmals ohne Beisein des Sohnes sprechen wollte. Sie haben es wohl selber erraten: ich wollte das Bürschchen nicht wieder misstrauisch machen. Wir haben gesehen, wie er in mein Zimmer trat, und wie sich seine Einstellung mir gegenüber im Verlaufe der Verhandlungen veränderte. Es war ein Zustand hergestellt, den wir als eine „günstige Übertragung“ bezeichnen. Der Junge war zuerst unsicher, suchte mich und die Umgebung rasch einzuschäzten, und erst als er merkte, daß es „nicht so gefährlich“ sei, verließ er seinen Quivive-Standpunkt. Er hätte annehmen können, ich sei ein Trottel, weil ich nicht über die Dinge sprach, die er als Themen vermutete und erwartete. Aber der Ton unseres Gespräches, die Kenntnisse über eines seiner Lieblingsspiele, und nicht zuletzt der Rorschach-Versuch und die damit verbundene Spannung, was dieser bedeute, erweckten seine

¹ Dr. H. Rorschach, „Psychodiagnostik“. Verlag Huber, Bern. 2. Auflage. 1933.

Achtung und den Wunsch, weiter zu mir zu kommen. Diese Gefühlslage hätte gestört werden können, wenn ich Adolf neuerdings ins Nebenzimmer geschickt hätte, um nochmals mit dem Vater zu reden. Vielleicht wäre ein solches Vorgehen von dem Jungen als Konspiration gegen ihn aufgefaßt worden.

Den Rorschachschen Versuch machte ich, um mich über Intelligenz, Charakter und Anlagen des Jungen zu vergewissern.

Ich sagte Ihnen bereits, ich hätte Glück gehabt, als mir Adolf im Verlaufe des Gespräches über das Marmelspiel einen Angsttraum erzählte.

Kinderträume sind häufig leicht deutbar, auch wenn man dazu nicht, wie bei einer therapeutischen Analyse, ein reichliches Einfallsmaterial sammeln kann. Sie arbeiten mit ziemlich durchsichtigen Symbolen. Wir haben in Adolfs Angsttraum ein Säcklein mit zwei wertvollen Marmeln; das Säcklein füllt sich wie durch Zauber bis zum Platzen; es platzt, und die Marmel rollen davon. Adolf findet zuletzt nicht einmal mehr die beiden Achate. Die Füllung des Säckchens ist das Merkwürdigste dabei: sie vollzieht sich, als der Junge es in seinen Händen hält und beschaut.

Es handelt sich um einen sehr deutlichen Onanietraum. Er stellt nicht nur die manuelle Masturbation dar, sondern auch die Onaniebefürchtungen: das Säckchen leert sich, bis nichts mehr darin ist. Bei Onanisten findet sich regelmäßig die Angst, daß sie ihren Körper schädigen, verleihen, daß sie sich ruinieren, so wie Adolf im Traume an seinem Marmelbesitz ruiniert wird. Hinter der Onanie stecken, um einen psychoanalytischen Terminus zu gebrauchen, immer Kastrationssphantasien.

Es wäre verfrüht gewesen, Adolf schon in der ersten Sitzung mitzuteilen, was sein Traum verrät. Wenn ich ihm gesagt hätte, was ich wußte, dann wäre er erschrocken und hätte sich sicher geweigert, nochmals zu mir zu kommen.

Wir wissen ja auch noch nicht, inwiefern und ob überhaupt seine Onanie mit seinem absonderlichen Verhalten zusammenhängt. Das von den Eltern erwünschte Ziel unserer Erziehungshilfe betrifft auch nicht die Onanieverhinderung des Jungen — wahrscheinlich wissen die Eltern überhaupt nichts von der geheim gehaltenen „Unart“ ihres Sprößlings —, sie erwarten, daß sein streitbarer Charakter gebessert werde. Und von dessen Grundlage wissen wir vorläufig nichts.

In der zweiten Sitzung wurde zuerst das Versuchsergebnis besprochen. Es freute Adolf, zu vernehmen, daß er eine recht gute Intelligenz habe, schöne Fähigkeiten zu logischem Erfassen, zu objektiver Schätzung, zu Großzügigkeit, dazu das, was man einen „praktischen, gesunden Menschenverstand“ nennt. Er mußte auch einen starken Widerspruchsgeist zugeben, und daß er in der Schule nicht leiste, was er eigentlich könnte. An Blick, Gebärde, Ton seiner Stimme merkte ich, wie sein Zutrauensverhältnis zu mir immer fester wurde. Jetzt verriet ich ihm, der Versuch habe auch ergeben, es sei etwas mit seinen Gefühlen nicht in Ordnung, er habe Mühe, sich anzupassen, und er müsse eine innere Angst bekämpfen.

Und nun war alles vorbereitet, daß man Adolf über seine Kameraden, seine Lehrer und seine Streite referieren lassen konnte. Er war jetzt in seinem Übertragungsverhältnis zu mir schon so weit, daß sein Bericht die

Form einer Beichte annahm — er klagte sich und die andern an, und erwartete von mir vertrauensvoll Verständnis und Hilfe. Es zeigte sich immer deutlicher, daß Adolf wirklich so etwas wie ein Sünderbock war, und daß er häufig für die Kameraden hatte ausfressen müssen. Aber es wurde auch ersichtlich, daß er provozierte, — daß er seine Handlungen, seine Mithilfe bei Streichen und seine Antworten bei den Untersuchungen durch die Lehrer so arrangierte, daß man glauben mußte, er sei der Rädelshörer gewesen. Die Strafe ertrug er dann stoisch.

„Ich denke, es müsse so sein, das sei mein Schicksal“, meinte er.

In einer dritten Sitzung bewies ich ihm an Hand des von ihm gelieferten „Materials“, daß er mit seinen Streitereien Strafe suchte.

Er war dabei sehr ernst, die Tränen standen ihm zuwider, und er erzählte — meine Deutung bestätigend —, wie er sich seinerzeit mit seinem Brüderchen stritt, und eigentlich erst „zufrieden“ war, wenn ihn sein Vater abstrafe.

Meine Damen und Herren, Sie haben gewiß alle erraten, woher das unbewußte Strafbedürfnis Adolfs stammt. Er bucht die erlittene und manchmal tatsächlich „ungerechte“ Strafe auf ein anderes Schuldskonto als Abzahlung: auf das seiner geheim gehaltenen „Sünde“.

Vom Elternhause erhielt ich nach der dritten Sitzung den Bericht, Adolf sei verändert heimgekommen, nachdenklich, während er sonst eher lebhaft und fahrig war, und es scheine, daß er seine Gassenkameraden zu meiden beginne, man habe auch aus der Schule einen günstigeren Wochenbericht erhalten.

Zwischen den Zeilen las ich, daß die Eltern weitere Sitzungen als überflüssig betrachteten. Ich wußte aber, daß der Veränderung noch nicht zu trauen war; ich schrieb ihnen, sie möchten sich von der Wendung nicht täuschen lassen und mir den Jungen noch ein paar Stunden überlassen. Ich erinnerte sie an die anfängliche „Besserung“ nach den Besuchen bei dem Individualpsychologen und verhehlte nicht, daß des Jungen Zustand jetzt ungefähr der gleiche sei wie damals. Um eine völlige Besserung zu erreichen, seien noch mehrere Sitzungen nötig. Ich hoffte, ihnen später nachweisen zu können, warum das so sein müßte.

Bei der nächsten Zusammenkunft mit Adolf empfing ich ihn mit den Worten: „Wir müssen nun nach der Ursache deines Wunsches nach Strafe suchen. — Du mußt irgend etwas auf dem Gewissen haben, das dich plagt — eine geheime Schuld. Was ist das für eine Schuld?“

Mit gesenktem Kopf antwortete er: „Ich weiß es nicht!“ Es klingt wie ein Seufzer.

„Besinne dich!“ sage ich zu ihm und warte eine Weile. — „Ich will dir auf die Spur helfen. Du hast mir nämlich deine Schuld schon bei der ersten Sitzung verraten!“

Blinzschnell schaut er zu mir auf, erstaunt.

„Gewiß hast du im Religionsunterricht von den Träumen Josephs und Pharaos gehört, nicht?“

Er nickt.

„Auch heute noch haben die Träume etwas zu bedeuten. Und im Verlauf unserer ersten Sitzung hast du mir den Traum von dem Marmel-

säcklein erzählt —“ Ich wiederhole ihm den Traum langsam, betont, satz- oder wortweise, damit er Zeit habe, selber den Sinn zu erraten, soweit ihm das möglich ist. Nachher frage ich. „Hast du verstanden, was der Traum verrät?“

Zuerst schüttelt er den Kopf. Dann gibt er zu: „Ich weiß es — ungefähr weiß ich es!“ Die Worte sind mehr sich selber zugemurmelt, als zu mir gesprochen; aber an seiner Haltung ist ersichtlich, daß er begriffen hat, worum es sich handelt.

Jetzt darf ich schon direkt fragen: „Seit wann treibst du das geheime Spiel?“

Das Eis ist gebrochen. Ich vernehme, wie er von einem Klassenkameraden der städtischen Realschule, Sohn aus besten sozialen Verhältnissen, in der Onanie unterrichtet wurde, wie er der Gewohnheit verfiel und dagegen ankämpfte. Die üblichen Onaniebefürchtungen werden von Adolf aufgezählt: die Angst, seine „besten Kräfte“ zu verlieren, zu verblöden, sich zu schwächen.

Es wird klar, warum er in der Schule nicht leisten konnte, was seinen Fähigkeiten entsprach. Die Befürchtungen wirkten suggestiv — Leistungsverminderung bewies die erwartete angehende Verblödung und war zugleich eine direkte Strafe für die Onanie. Für den „verblödenden“ Jungen war der Umgang mit Gassenjungen, die mir die Primarschule besuchten, angemessen. Und weil ein Realschüler einst der Verführer gewesen war, verstehen wir auch Adolfs Opposition gegen seine nächsten Schulkameraden. Der Unwille, der ursprünglich nur dem einen, dem Verführer, galt, breitete sich auch auf die andern aus.

Es ist noch zu berichten, wie die Erziehungshilfe abgeschlossen wurde. Ich hatte nun soviel Macht über den Jungen, daß er mir wie ein Gruppe n i n d i v i d u u m s e i n e m Führer glaubte. Diese Bindung nutzte ich aus, um ihm eine mäßige Onanie als unschädlich zu erlauben, und um ihn zugleich anzuhalten, sich in der Selbstbeherrschung zu üben und nicht jedem kleinen Gelüsten gleich nachzugeben: er solle sich bemühen, die Intervalle immer weiter hinauszuschieben, und wenn er seinem Drange erliege, so solle er sich nachher keine langen Skrupel machen.

Ich sah ihn zuerst einen, nachher drei Monate nochmals und erzielt von ihm die Erlaubnis, mit seinem Vater offen heraus zu reden. Jetzt konnte ich diesen über die Details unterrichten und ihn wegen der Onanie beruhigen, der gegenüber er übrigens eine sehr vernünftige Stellung einnahm. Später erhielt ich einmal einen freiwillig abgefaßten, dann einen verlangten Bericht von den Eltern, beide lauteten günstig. Man hat den Burschen in der Privatschule behalten können, seine Leistungen haben zugenommen, seine Sittennote läßt nicht mehr zu wünschen übrig, er verträgt sich mit seinen Schulkameraden, er gewann sich aus seinen sozialen Kreisen neue Freunde, und seine Rauflust ist anscheinend dauernd behoben.

Wahrscheinlich ist der Erfolg vollständig.

Bevor wir den Fall weiter diskutieren, möchte ich Ihnen einen zweiten vorführen.

Eine elfjährige, langaufgeschossene und spindelmagere Tochter bringt ihre Eltern dadurch zur Verzweiflung, daß sie plötzlich für nichts mehr

rechtes Interesse aufbringt als fürs Essen. Sie ist das Kind einer mittleren Fabrikantenfamilie und das zweite einer vierköpfigen Geschwisterfamilie. Ein Junge ist zwei Jahre älter, ein Schwesternkind vier Jahre jünger. Das letzte Kind, ein Bübchen, ist ungefähr ein Jahr alt und hat eben das Gehen erlernt.

Die Mutter hat die Erziehungsberatung aufgesucht und berichtet über ihr Sorgenkind.

Es heißt Lilli. In den ersten Lebensjahren war es kränklich, hatte häufig Fieber, und man zweifelte eine Zeitlang daran, daß man es durchbringen könne. Nach seinem dritten Lebensjahr jedoch kräftigte es sich; aber es war ein trostloses, während seinen Krankheiten etwas verwöhntes Kind geworden und zeigte große Lebhaftigkeit. Lange Zeit brauchte es, um sich an die Reinlichkeitsregeln zu gewöhnen; bis zum Alter von sieben Jahren nähzte es noch, wenn auch nur gelegentlich, das Bett. Die Mutter war froh, als Lilli zur Schule mußte. Dort wurde sein lebhaftes Temperament ein wenig gebändigt. Es lernte ordentlich, schleppte zahlreiche Kameradinnen und Kameraden heim, und man merkte ihm nichts Absonderliches an; es schien, als entwickle sich die Kleine ganz in Ordnung.

Ungefähr mit neun, neuneinhalb Jahren zeigten sich dann nach und nach immer deutlichere Veränderungen in Lillis Charakter. Am auffälligsten traten zuerst zwei hervor: das Mädel sprach wenig mehr, verlor seine Interesse an Freundschaften und Gemeinschaftsspielen, wurde eine kleine Einsame, daneben zeigte es ein außerordentliches Zärtlichkeitsbedürfnis gegenüber den Eltern, die es bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten umarmte und stürmisch verküßte, ohne aber dabei zu sprechen.

Nachdem dieser Schub von tätlicher Zärtlichkeit als Überrest der ehemaligen Lebhaftigkeit etwas verebbt war, wurde eine mehr als gewöhnliche Unordentlichkeit an Lilli bemerkt; sie ließ in ihrem Zimmerchen, das sie mit der jüngern Schwestern teilt, alles liegen, was sie aus Schrank und Kästen hervornahm und zeigte eine auffällige Indifferenz für alle Reinlichkeitsprozeduren. Sie pützte sich nachlässig, wenn sie auf dem Abort gewesen war, und die Mutter schämte sich, wenn die Wäscherin Lillis Leibwäsche ins Wasser legte. Dazu kam als letzte Eigentümlichkeit die Freßsucht. Die Familie war gut genug gestellt, um ihre vier Kinder reichlich und richtig zu ernähren. Aber die Mengen, die Lilli verschlang, standen in keinem Verhältnis zu ihrer Magerekeit. Zudem wurde sie beschämend naschhaft; im Küchenschrank, in der Speisekammer, im Keller war nichts mehr vor der Tochter sicher: sie erbrach die Töpfe mit Eingemachtem und war gleich erpicht auf Süßes wie Saures, Essiggurken naschte sie ebenso gerne wie sterilisierte Früchte und Konfitüren; sie klaute Käse, Fleischresten, Würste, und wenn nichts anderes erreichbar war, so nahm ihr Heißhunger auch mit gesottenen Kartoffeln vorlieb, als ob es Leckerbissen wären.

Man hätte ihr die Absonderlichkeiten schließlich noch nachgesehen, auch die, daß sie sich mit der jüngern Schwestern so schlecht vertrug, daß man ihr ein eigenes Zimmerchen überlassen mußte. Denn die Unarten wurden nach außen nicht so sehr sichtbar. Lilli wurde gezwungen, häufig ihre

Unterkleider zu wechseln, man überwachte sie, wenn sie sich wusch, badete, kämmte, man inspizierte ihr Zimmerchen und ging nicht weg, bis sie darin Ordnung gemacht hatte. Man hielt sie an, die Reinlichkeitsprozeduren nach einem gewissen Stundenplan durchzuführen; mit liebevollem Zu- spruch, Vorhalten, Strenge und Strafen; aber auch mit vermehrter Speisen- abgabe suchte man sie von ihrer Näscherie zu heilen. Das ließ sich alles innerhalb der Familie durchführen.

Es waren gewisse Erfolge festzustellen. Um der Strafe zu entgehen, befolgte Lilli den Stundenplan, der ihre freie Zeit regelte. Die Näscherigkeit flaute ein wenig ab, und man war mit dem Erfolg zufrieden, weil man sich richtig überlegte, daß eine Sucht nicht von einem Tag auf den andern verschwinden konnte.

Nur zum Sprechen brachte man Lilli nicht. Ihr Interesse am Lernen wurde trotz Aufgabenbuch, elterlicher Kontrolle und Nachhilfestunden im Rechnen und Aufsatz so schwach, daß sich die Eltern für Lillis Zukunft großen Kummer machten.

Der Hausarzt konnte gegen die Freßsucht nichts ausrichten. Er erklärte die Magerkeit Lillis damit, daß sie die eingenommenen Speisen gar nicht verdauen konnte, weil immer neue nachdrängten. Und wirklich, in einem Ferienheim, wo die Tochter nur viermal des Tages essen konnte und elterliche Lebensmittelsendungen nicht erlaubt wurden, nahm sie innerst fünf Wochen zwei Kilo an Gewicht zu. Sie hatte dort auch keine Speisen entwendet.

(Schluß folgt.)

Die Verbandsstunde in der Anstalt, erzieherische Auswertung.

W. Rieger, Prêles.

Unter Verbandsstunde möchte ich vom praktischen Standpunkt aus eine jeden Tag regelmäßig wiederkehrende Zeitspanne verstanden wissen, die, wie der Name sagt, den Jöglingen zum Verbinden und Behandelnlassen von Wunden, Eiterungen usf. eingeräumt ist. Aber auch zur Entgegennahme von Mitteilungen über Beschwerden aller Art und zur Einleitung entsprechender Vorkehren soll sie bestimmt sein. Am besten dürfte sich, je nach Verhältnissen, die verfügbare Zeit vor oder nach dem Nachtessen dazu eignen. Mit einem neuen Verband läßt es sich appetitlicher zum Essen sitzen, und die Nachtruhe wirkt sich auch auf die Ausheilung einer Wunde wohltuend aus. Am nächsten Tag kann ohne Säumnis die Arbeit aufgenommen werden.

Die Verbandsstunde wird je nach Alter und Art der Jöglinge verschieden gestaltet werden müssen und auch verschiedene Wichtigkeit haben. Je kleiner das Kind, je weniger können für bestimmte Verrichtungen Zeitabgrenzungen stricke durchgeführt werden. Minderstinnige und Gebrechliche wiederum bedürfen einer besonderen angepaßten Hilfsbereitschaft. In meinen Ausführungen spreche ich vom Standpunkte einer Anstalt für Jugendliche. Da darf und muß man an die Selbstbeherrschung und an die werdende Männ-